

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 32

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639344>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 32 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

11. August

== Mitternacht. ==

Nun geht im weiten Erdenhaus
Kein Schritt, kein Sang mehr ein und aus,
Das Licht erlöcht, das Aug fällt zu,
Und ich mag sehn, was vom Geschrei
Des tollen Tages übrig sei:
An Bettes Fuß bestaubter Schuh,
Worin ich redlich mich gequält,
Das Glück ersprungen und verfehlt
Und endlich mich geschleppt zur Ruh.

Nach allem Prahlen und Gepoch
Bleibt nun der Schlaf das Beste noch.
So denk ich, und in halbem Traum
Seh ich sie wandeln durch dem Raum,
Auf leiser Zehé, mild und sacht,
Den Singer am geschloss'nen Mund.
Die stille Herrin Mitternacht —
Vom Turme schallt die zwölfte Stund.

Heinrich Federer.

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

18

Wochenlang hatte sie darunter gelitten, daß der Künstler, bei dem sie ihre Stunden nahm, ihre Begeisterung nicht hatte wecken können. Sie hatte umsonst den Direktor des Konservatoriums gebeten, sie in eine andere Klasse zu versetzen. „Ich kann mich für Herrn Joseph Parat nicht begeistern,“ hatte sie geklagt. Aber der Direktor lachte nur. „Schadet nichts, es sind ohnehin genug andere in ihn verliebt.“ Da war sie zurückgefahren und blutrot geworden, hatte es aber unter ihrer Würde gehalten, sich zu wehren. Verliebt? War sie es je gewesen? Aber die, die sie Anbeterin nannten, hatten recht. Sie wollte anbeten. Gab es ein schöneres und höheres Gefühl?

Mit Freude kam sie in die Singstunde zu Martin. Sie hatte es schon bei jenem ersten Abend bei Bianchi herausgefühlt, daß Martin trotz seiner vorzüglichen Schule dennoch so sang, wie er singen mußte, aus einer großen, innern Wahrheit heraus. Als sie ihn besser kannte, sah sie, daß sie sich nicht geirrt. Sie sprachen über Bücher zusammen, über die Kinder, über das Leben, über Musik. Hate sandte Martin, wenn sie ihn erfreuen wollte, nicht mehr Blumen oder Lederbissen, wie sie anfangs getan; sie wählte Bücher für ihn aus, und über die redeten sie dann oft während der ganzen Zeit, die Hate hätte zum Lernen, und Martin zum Lehren gebrauchen sollen. War die erste Singstunde zu kurz gekommen, so machte sich Martin Vorwürfe um Hates Willen, aber da lächelte sie. „Es war eine reiche Stunde,

gönnen Sie mir sie doch. Mir ist, als sei ich im Wald gewesen, wo Mutter mir Märchen erzählte, oder daheim, als Mutter noch lebte. Ja, mir war, als sei ich daheim gewesen, ich danke Ihnen.“ Martin wurde verlegen, wenn sie so redete, denn er kannte keine Frauen, und Hates Art war ihm fremd, doch nur in der Form, nicht im Sein. Wenn Hate kam, grüßte sie mit einem ganz kurzen Nicken, wenn sie ging, drückte sie Martin die Hand wie einem Freund.

Als es 5 Uhr geschlagen, stand Martin am Fenster und wartete auf Hate. Sie kam rasch durch den Garten, in einem weißen, schönen Kleid, das von schweren seidnen Schnüren zusammengehalten wurde. Es war originell und elegant zugleich. Ihr Hut umschloß eng das schmale Gesicht, aus dem man von weitem nur die Augen leuchten sah. Sie ging leicht, mit gleitenden Bewegungen. Sie gemahnte an eine Weide am Bach, oder an eine Welle, oder an eine weiße Wolke, die vorüberzog.

Meister Bianchis Zimmer wurde hell, als sie eintrat.

„Ich habe gut geübt,“ rief sie sogleich, „Sie werden mit mir zufrieden sein.“ Sie warf ihre Musikhefte auf den Tisch. „Kennen Sie das Gedicht: Seltsam im Rebel zu wandern... Sie sagte die Verse mit ihrer weichen, gleichmäßigen Stimme. „Keiner kennt den andern, jeder steht allein,“ schloß sie ganz leise.

„Ich kenne es,“ sagte Martin.

„Ich bin so traurig geworden, als ich es las,“ sagte

Hate. „Müßte die Menschheit nicht tief unglücklich sein, wenn das wahr wäre? Ein großes Weinen müßte anheben, ein Weinen, das niemand stillen könnte. Jeder steht allein... Die Berse sind so schön, aber ich will nicht daran glauben. Ich will nicht. Es kann nicht recht haben, solange die Liebe den Menschen bleibt. Bedeutet Liebe nicht, sich kennen? Ich liebe dich, heißt doch, ich kenne dich, du kennst mich. Ich bin nicht allein. Wir sind zwei. Wer liebt, ist nie und nimmer allein, und es muß auch im Nebel schön sein, Hand in Hand zu wandern.“

„Ich glaube, daß Sie recht haben,“ sagte Martin.

„Glauben Sie es nur, wissen Sie es nicht?“ Einen einzigen Augenblick zögerte Martin, dann sagte er freudig: „Doch, ich weiß es. Sie haben recht, wer liebt, ist nicht allein.“ Er setzte sich an den Flügel und spielte ein altes Lied aus einem alten Volksliederbuch. Dann begann Hate ihre Uebungen. Ihre Stimme war nicht groß, hatte aber einen süßen Klang. Martin hörte ihre bewegliche und leidenschaftliche Seele aus ihrem Singen heraus. Es paßte zu ihren Augen. Und mitten in den trockenen Uebungen fielen ihm die Berse ein, die Hate bewegt hatten: Seltsam im Nebel zu wandern... Es war ihm, als wandle auch er im Nebel. Die Unruhe der Tage haute eine wehende, graue Wand hinter ihm auf, die das Vergangene verhüllte. Und auch vor ihm lagen die Nebel, daß er nicht klar sah. Und doch wußte er ja, was er wollte. Er hatte den Schritt aus dem ländlichen, gleichmäßigen Leben heraus mit festem Willen getan, mit offenen Augen, nach langem Besinnen. Er hatte ihn vor allem um Lis willen getan, und sie lohnte es ihm, die Süße. War sie je so lieb und froh gewesen, wie jetzt? Hatte er je ihre Augen leuchten sehen, wie sie jetzt leuchteten? Lis, meine Lis! Seine Gedanken verloren sich.

Hate schwieg, und Martin fuhr auf. Seine Hände allein hatten gespielt, er machte es sich zum Vorwurf. Mit Eifer holte er nach, was er versäumt, und aus der halben Stunde wurde eine ganze.

„Ich muß gehen,“ sagte Hate, „Sorella wartet mit dem Tee auf mich.“

„Lieben Sie sie?“ fragte Martin.

„O,“ rief Hate und drückte die Hände ans Herz, „sie ist ja wie eine Mutter für mich. Sie hat linde Hände. Sie hat scharfe Augen, ein unerbittliches Urteil, wenn es sich um Kunst und Musik handelt, und sie hat ein gütiges Herz. Kann eine Mutter mehr geben? Sie ist zur Teestunde immer zu Hause für ihre Freunde. Wenn Sie zu ihr reden wollen, so gehen Sie in der Dämmerung. Sie kann so gut zuhören.“ Martins warme Augen leuchteten.

„Es ist schön, eine solche Ruhestatt irgendwo zu wissen,“ sagte er. Hate sah Martin an.

„Nächsten Freitag?“ Er nickte. „Ich möchte ein Lied lernen,“ bat sie. „Quälen Sie mich nicht mit den ewigen Uebungen. Ich tue ja nichts anderes. Musik will doch auch Sonntage haben.“

„Ich will etwas für Sie aussuchen.“

„Gut, und danke.“ Sie ging und Martin sann über sie nach. Welche Gegenstände, Lis und Hate van An del. Er freute sich auf Lis, und ging rasch durch den Garten. Der hohen Mauer entlang stand Lorbeer, tiefe, marmorne Bänke versteckten sich halb in den breiten, glänzenden Blättern.

Zwischen ihnen spie ein breitmäuliger Triton üppige Wasserfluten in ein viereckiges Becken, das kaum die Erde überragte. Eine Unke saß unter einem Stein und klagte. Auf dem First des Gartenhauses sang eine Amsel. In der Nähe spielten die Kinder Ringelreihen. Ihr Lachen klang über alle die Gärten hinüber. Aber immer hörte Martin ein Lied mit einer fremden Melodie: Seltsam im Nebel zu wandern... Warum fiel ihm das Lied jetzt ein?...

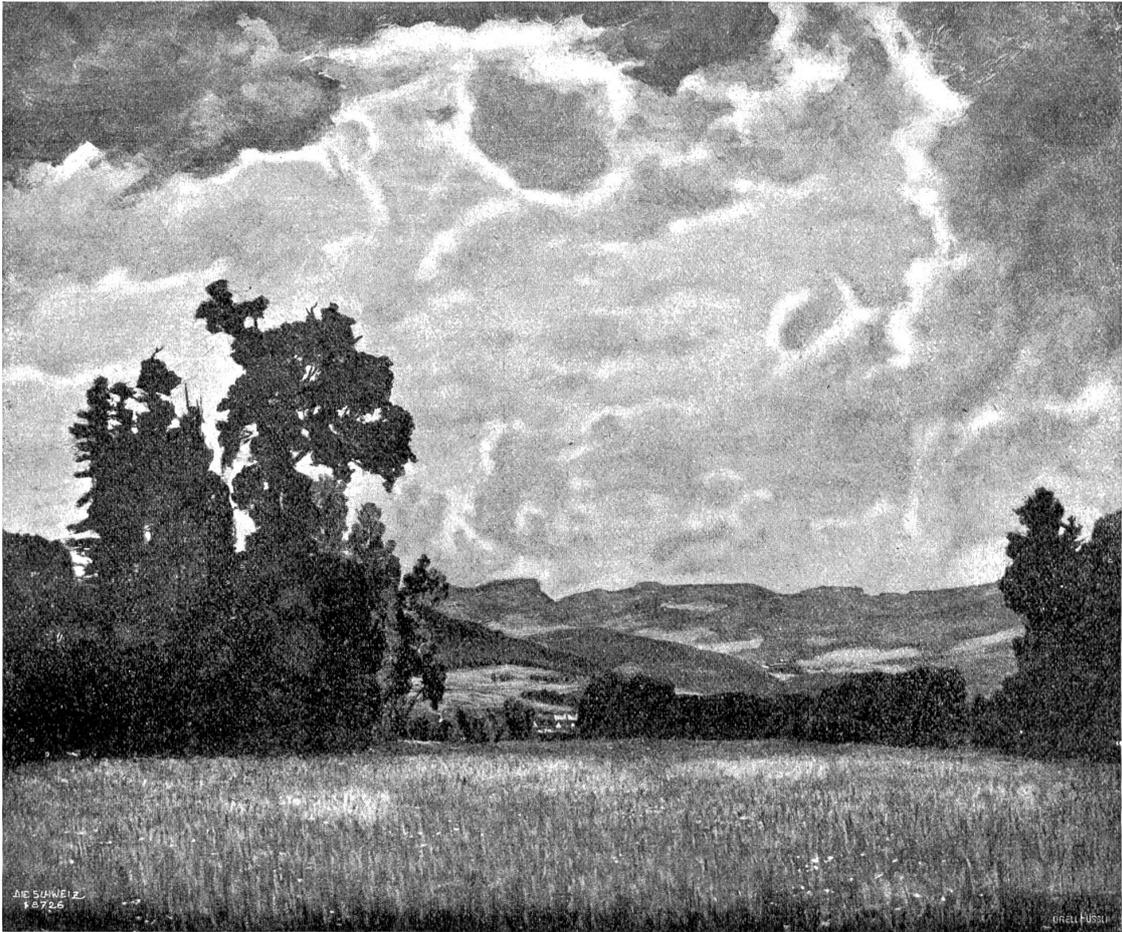
Lis tanzte in einem fröhlichen Strudel von Vergnügungen, und riß Martin von Zeit zu Zeit mit. Wenn sie ihn am Abend fragte, ob der Tag nicht herrlich gewesen sei, so sagte er herzlich ja. Wenn er aber darüber nachsann, was es denn war, was ihn herrlich dünkte, so fand er keine rechte Antwort. Lis sah so hübsch aus, sagte er sich dann, oder Lis war so fröhlich, oder Lis war neckisch, oder Lis spielte schon recht gut Tennis, oder warf anmutig ihre Federbälle, oder ruderte schon recht geschickt. Oder es war ihm aufgefallen, wie gut Lis mit den Leuten umzugehen verstand, als hätte nicht Mutter Mareis Hand mit den dicken, roten Fingern sie durch Kindheit und Jugend geführt. So war es also Lis, die ihm das Getriebe lieb machte? Und war es Lis, wozu brauchte er dann das ganze Unruhleben, wozu brauchte er die andern, die ihm gleichgültig waren? Die Antwort lag nahe. Er brauche sie gar nicht, im Gegenteil. Aber Lis braucht sie. War Martin da angekommen, forschte er nicht länger, sondern machte einen großen Punkt hinter seine rebellischen Gedanken.

Er hatte endlich seinen Besuch bei Hellebede gemacht. Vom Schneider unterrichtet, wie er sich bei den verschiedenen Gelegenheiten zu kleiden habe, erschien Martin vor Hellebedes Wohnung vorchriftsmäßig und in guter Haltung. Sein schmaler, blonder Kopf, mit dem gutgeschnittenen Profil kam ihm sehr zu statten, seine hohe Gestalt hatte nichts Ediges, sein Gang war unauffällig, angenehm. Hellebede empfing ihn wie einen Propheten. Er überbot sich in Höflichkeiten. Er rückte die zwei behaglichen Lederstühle vom Licht weg, bot Martin Zigarren an und bat ihn, zu rauchen.

„Ja, mein lieber Herr Born,“ begann er, „Sie machen mir ein unendliches Vergnügen durch Ihren Besuch. Ich nehme an, daß er nicht nur meiner Person gilt, das allein würde mich zwar schon erfreuen, sondern daß Sie kommen, wie Bianchi angedeutet, um mir Ihre Zusage, Ihr Auftreten betreffend, zu bringen.“ Er ging, indem er sprach, durch das Zimmer und läutete. Ein Diener erschien. Hellebede winkte mit der Hand. Der Diener verschwand und kam mit Wein zurück und wundersam geschliffenen Gläsern, die funkelnde Strahlen warfen. Hellebede schenkte ein.

„Und nun sagen Sie mir, ist es so? Wollen Sie mir die Ehre schenken, diesen Winter unser Theater für Ihr erstes Auftreten zu wählen?“

„Ich wollte wenigstens hören, was Sie mir zu sagen haben,“ sagte Martin gewaltsam vorsichtig, Bianchis Lehren eingedenk. Er wußte nicht, daß der Meister bei Hellebede gewesen und ihm mit der Faust unter der Nase gedroht hatte, ihn, wenn er Martin zu einem ungünstigen Vertrag bewegen würde, bei der ganzen Welt anzuschwärzen. Der Direktor war daher, und auch, weil er sich sehr viel von Martin versprach, durchaus zuvorkommend, suchte in keiner Weise Martin zu dessen Ungunsten zu beeinflussen und brachte



Walter Lillie, Zürich: Waldwiese.

ihm schließlich einen Kontrakt, den Martin wohl annehmen konnte. Martin traute sich aber in solchen Dingen so wenig zu, daß er Hellebede bat, das wichtige Papier mit Bianchi durchsehen zu dürfen, ehe er unterschrieb.

„Selbstverständlich. Es ist so abgefakt worden, daß sogar Bianchi ihn sehen darf. Er hat den Kontrakt nämlich zum größten Teil selbst diktiert,“ sagte er lächelnd. Wieder schenkte er Martin von dem alten französischen Wein ein, der bei Martin ein Gefühl von abgeklärter Wärme hervorrief, von wohlwollender Milde, und dessen kostbare Blume allein schon einen Kenner entzücken mochte. Hellebede stäubte die Asche von seiner Zigarette. „Es muß ein fabelhaftes Glück sein, eine Stimme zu besitzen, die ein paar tausend Menschen zu Jubel und Tränen hinzureißen vermag. Ich habe solche Augenblicke mitgemacht. Das eine Mal bin ich dazu nach Mailand gereist, das andere Mal nach Wien. Es muß ein Rausch sein, wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht empfindet und zum Gott wird, oder wie es einen Heiligen erfassen mag, der sein Volk zur Buße auf die Knie zwingt, oder wie es den Lenker eines Fahrzeuges packt, der sein Schiff durch den tobenden Sturm aus der Brandung rettet, kurz, es muß etwas sein, von dem wir andern Sterblichen nur armfelige Begriffe haben können.“

„Ich kann nicht darüber urteilen, ich habe diesen Rausch noch nie gefühlt,“ sagte Martin.

„Nun, Sie sangen doch schon oft, Sie haben doch Verehrer und Verehrerinnen, Sie traten in Konzerten auf, usw.“

„Wie sollte ich da zu einem Rausch gekommen sein, Herr Direktor,“ fragte Martin erstaunt. „Daß eine gute Stimme den Leuten gefällt, ist natürlich.“ Hellebede lehnte sich in seinen Lehnstuhl zurück und legte die langen Beine übereinander. Sein glattes Gesicht zeigte nicht, was er dachte, sein Minenspiel begleitete seine Rede nicht.

„Mein Bester, Ihre Natürlichkeit und Bescheidenheit paßt in die Schulstube, aber nicht ins Theater, nicht in die große Welt. Sie wissen: Nur Lumpen sind bescheiden...“ Martin wurde warm.

„Ich habe Goethes Wort nie begriffen. Es war ein Einfall, ein Gelegenheitswort. Im Gegenteil, ein Lump darf nicht bescheiden sein, er muß sich rühmen, muß sich aufbauen, muß sein eigener Lobredner sein. Wie sollte man sich sonst um ihn bekümmern? Der Große aber? Der ganz Große meine ich — nicht Leute wie mich —, der weiß, was er wert ist, aber er mißt sich den Wert nicht zu. Er betrachtet sich objektiv, als sei er für seine Größe einem andern den Dank schuldig. Also, ich soll nicht bescheiden sein?“

„Nein, aber ich zweifle stark, ob es in Ihrer Macht liegt, unbescheiden, eigentlich richtiger, eitel zu werden. Wir wollen das hoffen. Die Frauen und das Publikum und die nach-

fallende Kritik werden das Beste dazu tun, um Sie zum richtigen Theaterhelden umzumodeln. Hauptsächlich die Frauen. Uebrigens will alles gelernt sein.“ Martin wollte eben einwenden, daß er diese Wissenschaft nicht zu kennen begehre, aber er mochte nicht schwerfällig sein, und hatte schon genug Gesellschaftsluft geatmet, um zu wissen, daß alles, was in die Tiefe ging, langweilte, und nicht gestattet war. Er sagte daher ein paar anerkennende Worte über die Studien, die Hellebedes Empfangszimmer schmückten. Zu des Direktors Erstaunen bezeichnete er sofort das wertvollste der Bilder als dasjenige, das ihm am besten gefalle. Hellebede kam aufs Theater zurück.

„Ich würde Ihnen raten, lieber Herr Born, soviel als möglich die Proben zu besuchen. Sie sollten sich auch öfters selbst hören, na, Bianchi wird nicht verfehlen, Sie heranzuschleppen. Mit Anfang September beginnt die Spielzeit, ich werde große Triumphe in Ihrem Schatten feiern dürfen.“ Martin war verlegen. Er hatte wenig Übung im Entgegennehmen direkter Artigkeiten und ebensowenig in ihrem Zurückweisen. So schüttelte er nur mit dem Kopf, und Hellebede, für den Martin durchsichtig wie ein Glas war, lächelte. „Ein Osterlämmlein,“ dachte er, „keiner der Unsern.“

„Kennen Sie Sedlach schon? Dicker Bauch, langer Schnurrbart, böses Maul, aber Grütz im Schädel. Es ist höchste Zeit, daß Sie ihn kennen lernen. Ein begabter Kritiker, der selbst etwas vom Künstler an sich hat. Eigentlich bespricht er das Schauspiel, sein feines Gefühl für Musik

hat ihn indessen befähigt, auch unsere Opern zu zerpfänden. Er tut das nicht in kurzen Artikeln, sondern in ganzen Feuilletons, und es gibt nichts im Himmel und auf Erden, das er nicht in den Kreis seiner Betrachtungen hineinzieht. Sehr geistreich, geht selten fehl. Aber reißt herunter, was sich reißen läßt. Immerhin habe ich ihn auch schon begeistert gesehen: als die Irene Woschiska da war. Ich glaube, er weinte öffentlich vor Freude. Und das andere Mal, als wir den Giersed hier hatten im Parsifal. Da schäumte seine Feder über und schrieb mit Champagner. Er wird an Ihnen seine helle Freude haben. Eines wird er auszusetzen nicht verfehlen.“ Martin sah Hellebede forschend an. „Er wird die Leidenschaft in Ihrem Gesang vermissen,“ sagte der Direktor. „Die fehlt noch.“

„Zu meinem Glück, denke ich,“ gab Martin zurück.

„Als Mensch, sicherlich zu Ihrem Glück. Als Künstler kommen Sie ohne sie nicht aus. Wären Sie Schauspieler, möchten Sie darüber stolpern. Als Sänger ist es nicht so schlimm. Sie haben noch zu wenig erlebt, das ist es. Aber noch einmal: Ihre Stimme ist so glanzvoll, so außergewöhnlich umfangreich, biegungsfähig, eigenartig im Ton und so bis zum letzten Punkt ausgebildet, daß es wohl geschehen mag, daß eine gewisse Kühle darin gar nicht auffallen wird. Wenn Sie auf der Bühne stehen werden, wird das heilige Feuer Sie packen.“ Hellebede betrachtete seine Zigarette angelegentlich und strich die Asche an einem zierlichen silbernen Eichenblatt ab. (Fortf. folgt.)

Professor E. A. Göldi und seine Forschungen im Amazonasgebiet.

Wir haben kürzlich in der Chronik dieses Blattes den Nekrolog und das Bild des am 5. Juli lektin verstorbenen Zoologen Professor Dr. Göldi veröffentlicht. Die wissenschaftliche Bedeutung dieses Gelehrten rechtfertigt es, daß wir auf sein Lebenswerk zurückkommen. Es gibt Menschen, die ihr Leben wie ein an der Sonne gelegenes Ackerfeld mit gutem Erdreich zu nützen verstehen. Wie Regen und Sonnenschein das Wachstum der Pflanzen fördern, so bietet die Liebe und die Begeisterung für die Arbeit dem Willen Ansporn und Kraft, das gesetzte Ziel zu erreichen. Professor Göldi war ein Mensch dieser Art, ein Gelehrter bis ins Innerste seiner Seele, von glühender Begeisterung für die Wissenschaft, für sein Fach insbesondere durchdrungen.

Ein Lehrersohn findet er im väterlichen Beruf die ersten Anregungen zur Beschäftigung mit geistigen Dingen. Wie der Vater wird er Reallehrer; er unterrichtet zunächst in Besen und Neuenstadt und besucht nebenbei die Kurse der Akademie in Neuenburg. Das Glück will ihm gut; er erhält den schweizerischen Freiplatz an der zoologischen Station Dohrns in Neapel und

studiert an der dortigen Hochschule. Nach einem Jahr öffnet sich ihm eine Lehrstelle in Jena; so kommt er zu Professor Häckel, wird sein Schüler und bald sein Assistent. Zur Vertiefung seiner Studien geht er nach Leipzig und Berlin



Das Museum Göldi in Pará.